

Vogel, Christine/Schneider, Herbert/Carl, Horst (Hg.): Medienereignisse im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge einer interdisziplinären Tagung aus Anlass des 65. Geburtstages von Rolf Reichardt, München 2009

Die langjährige wissenschaftliche Arbeit des Historikers Rolf Reichardt, der sich vor allem um die Forschung zur Französischen Revolution verdient gemacht hat, wurde im Jahr 2005 mit einem Symposium über „Medienereignisse“ gewürdigt. Auf Einladung des Gießener Graduiertenkollegs „Transnationale Medienereignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ haben sich zahlreiche Weggefährten mit den Inszenierungen, Strategien und Akteuren von Ereignissen in und über Medien auseinandergesetzt. Reichardt selbst war es, der die Französische Revolution als zentrales Medienereignis beschrieben und interpretiert hat und somit der Forschung nicht nur in Bezug auf die Revolution, sondern grundsätzlich auf historische Ereignisse und ihre medialen Kontexte neue Impulse und Blickwinkel eröffnet hat. Neun Beiträge widmen sich im vorliegenden Sammelband den Text- und Bildmedien, ihrer Verwendung, Instrumentalisierung und Interpretation unterschiedlichster Ereignisse vom 18. bis zum 19. Jahrhundert.

Es ist dem Genre der Festschrift zu Ehren eines Wissenschaftlers geschuldet, dass die Beiträge das Thema des Sammelbandes aus sehr unterschiedlichen Perspektiven betrachten und damit ein direkter Zusammenhang der einzelnen Aufsätze nicht unbedingt gegeben ist. Dies ist, und das konstatieren selbst die Herausgeber, ebenso bei dieser Festschrift der Fall: Der vielzitierte und oft kritisierte „bunte Strauß“ ist auch dieser Band, dies ist nicht zuletzt bei dem überaus schwer eingrenz- und definierbaren Thema „Medienereignisse“ ein methodisches Problem. Eine einleitende theoretische Basis wird den Beiträgen nicht vorangestellt, so dass ein, die einzelnen Aufsätze zusammenfassender Rahmen fehlt. Die teilweise sehr lesenswerten und spannenden Beiträge reichen von Diskursen über die Conquista Südamerikas, über mediale Ausdrucksformen im revolutionären Frankreich bis hin zu den Bayreuther Festspielen des 19. Jahrhunderts.

Hans-Jürgen Lüsebrink eröffnet den anhand von chronologischen Aspekten geordneten Band mit einem Beitrag zur interkulturellen Dimension des Diskurses über die Conquista Südamerikas. Er zeigt anhand eines interkulturellen Missverständnisses und dessen weitreichenden Folgen auf, inwieweit zum einen „Tatsachenberichte“ unterschiedlich interpretiert aber auch strategisch umgedeutet und instrumentalisiert werden können. Insbesondere wenn auch noch Übersetzungsfehler oder Unverständnis gegenüber den Gepflogenheiten anderer Kulturen hinzukommen, ist die mediale Deutung, Verbreitung und Interpretation von Ereignissen ein kommunikativer Drahtseilakt, den Hans-Jürgen Lüsebrink eindrücklich schildert. In diesem Fall ist nicht nur das zu Berichtende ein Ereignis; auch die sich daran anschließende mediale Verarbeitung ist durch die Komplexität ein eigenständiges, raumübergreifendes Medienereignis geworden.

Einem ähnlichen Phänomen, nämlich der bewussten Lenkung durch den Einsatz von Medien, widmet sich Christine Vogel in ihren Betrachtungen über die „evenemens mémorables“ und damit der medialen „(Selbst)-Inszenierung des Parlement de Paris in der Auseinandersetzung mit Ludwig XV“. Der sogenannte Sonnenkönig Ludwig der XIV. hatte es vermocht, mithilfe des Mediums der Medaille seine Eroberungen zu legitimieren und der Nachwelt eine bestimmte Interpretation seiner Politik nahelegen. Sein Nachfolger führte diese Art von Geschichtspolitik nicht konsequent weiter und ein vom Hofe zurückgewiesener Zeichner, Nicolas Godonnesche, wurde von den Gegnern Ludwigs XV. für die Opposition gewonnen. In teilweise verbotenen Zeitschriften druckte er nun Illustrations- und

Medaillenstiche. Diese würdigten die Macht der Parlamente und hoben deren Relevanz hervor und stellten sich somit explizit gegen die Absolutheitsansprüche des Königs. Die einzelnen Stiche wurden zudem in einem Gesamtwerk zusammengefasst und dokumentieren somit eindrücklich die geballte Kritik an der Herrschaft des Königs und die Forderung nach der Stärkung des parlamentarischen Einflusses. Obwohl es natürlich in dem Konflikt zwischen König und Parlament eine beträchtliche Publizistik gab, muss gerade den Bildelementen eine besondere Bedeutung zugesprochen werden, da hier das ehemals herrschaftliche Instrument der medialen Inszenierung bewusst benutzt wurde, um gerade konträre Inhalte zu distribuieren.

Auch Wolfgang Cilleßen widmet sich der Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die im 18. Jahrhundert immer größer werdende Medienvielfalt. Für die Niederlande zeichnet er die Konflikte zwischen der oranischen und den pro-revolutionären Parteien anhand zahlreicher Presseerzeugnisse nach. Cilleßen präsentiert eine breite Auswahl von Karikaturen, Spottbildern und zu der damaligen Zeit populären Klapp- und Verwandlungsbildern, die ein hervorragendes Medium für die Darstellung von Schein und Sein boten und damit der Entlarvung der Verspotteten dienen sollten. Beide politischen Lager benutzten das gleiche Medium, um den jeweiligen Gegner zu demütigen. In seinem Fazit verweist Cilleßen auf den hohen memorativen Wert von Klapp-, Ver- und Enthüllungsgraphiken, deren Wiederholbarkeit die herkömmliche Wirkung von Karikaturen noch einmal verstärken konnte. Diese Verstärkung spielte im Kampf um die öffentliche Meinung eine große Rolle und zeigt, wie neue Medien intensiv eingesetzt und verbreitet wurden.

Mit dem Unternehmer Philippe Curtius stellt Gudrun Gersmann in ihrem Beitrag eine schillernde Persönlichkeit des revolutionären Frankreichs vor. Curtius hatte Ende des 18. Jahrhunderts mehrere Wachsfigurenkabinette aufgebaut, die von der zeitgenössischen Prominenz stark frequentiert worden waren. Informationen über Curtius wurden bislang hauptsächlich den Memoiren dessen „Nichte“ entnommen, die als Madame Tussaud die Kabinette nach England importiert hatte. Gersmann kann nun anhand einer quellenkritischen Analyse zeigen, dass viele dieser Berichte kaum der Wahrheit entsprochen haben und es sich um geschickt lancierte und bewusst gefälschte Informationen handelte. Zum einen betraf dies die Biographie des Curtius, der sich mit Beziehungen und Freundschaften zu einflussreichen Persönlichkeiten und heldenhaften Taten im Revolutionsgeschehen schmückte, zum anderen darf daran gezweifelt werden, dass Curtius tatsächlich die Möglichkeit bekommen hatte, Totenmasken von den größten Verbrechern abzunehmen – dennoch handelte es sich um eine erfolgreiche Werbestrategie zur Untermalung der Authentizität seiner Figuren.

Auch die Gegner der Französischen Revolution bedienten sich zahlreicher Medien, um ihre Haltung zu verbreiten und legitimieren. Matthias Middell zeichnet die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der „Rechten“ nach, ihre Argumente medial umzusetzen und in der Gesellschaft zu verankern. Das konservative Milieu hatte offenbar große Schwierigkeiten, kontinuierlichen Journalismus zu betreiben, da zahlreiche Intellektuelle Frankreich den Rücken gekehrt hatten. Zudem fehlte es an einem überzeugenden Gegenentwurf für die Nation, in deren bürgerlichem System sie ja verankert waren und bleiben wollten, dennoch dieses gleichzeitig harsch kritisierten und oppositionell bekämpften. Middell konstatiert, dass der angeschobene Diskurs elitär blieb und lediglich von Wenigen rezipiert wurde.

Einen zentralen Beitrag liefert Hans-Ulrich Thamer, der sich mit Napoleon als Medienkaiser auseinandersetzt, indem er auf das Konzept der charismatischen Herrschaft von Max Weber rekurriert. Thamer weist einleitend darauf hin, dass die These der Manipulation und der Herrschaft des Scheins überprüft und hinterfragt werden sollte, denn er geht davon aus, dass politisches Handeln immer mithilfe kommunikativer und symbolischer Elemente geschieht und dass die Politik Napoleons und deren Außendarstellung zur Sicherung und Legitimierung in einer instabilen Phase diene – er sich daher insbesondere der „integrierenden Wirkung von symbolischem Handeln“ bedienen musste. Thamer zeigt, wie konsequent Napoleon die Macht der Bilder nutzte, wie anfällig jedoch die autoritär-charismatische Ordnung war, sobald nicht Erfolge, sondern Niederlagen zu vermelden waren. Als die Belastung zu groß wurde, schwand der Ruhm des Herrschers ebenso wie die Macht der Bilder. Es wird demnach deutlich, dass mediale Strategien, und seien sie noch so ausgeklügelt und gezielt, nur dann langfristig ihre Wirkung entfalten können, wenn die Rahmenbedingungen stimmen und die realen Ereignisse nicht konträr zum erzeugten und zu erzeugenden Bild laufen.

Auch im Beitrag von Remigius Brückmann steht eine Revolution und die sie begleitende Wort- und Bildpropaganda im Vordergrund. Die Ermordung zweier konservativer Abgeordneter im Herbst 1848 in Frankfurt am Main steht dabei am Ausgangspunkt seiner Überlegungen über die „bildliche Darstellung und propagandistische Aufbereitung“ und deren Wirkmächtigkeit im Revolutionsgeschehen. Hervorzuheben ist in diesem Fall, dass beide Abgeordnete zu Symbolfiguren beider politischen Parteien wurden – für die einen als Märtyrer, für die anderen als Inbegriff des von den Republikanern kritisierten politischen Systems. Brückmann zeigt anhand einer kurzen Ikonographie des politischen Opfertodes die offensichtlichen Bezüge und das Aufgreifen christlicher Bildinhalte. Insbesondere die Bilder des Geschehens erscheinen dadurch schematisch, indem die kompositorischen Grundelemente mit den Frankfurter Ereignissen kombiniert wurden.

Annette Keilhauser beschäftigt sich mit der Präsenz und den Rechten von Frauen im Frankreich des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie stellt zunächst die These von einem Ausschluss der Frauen aus der bürgerlichen Öffentlichkeit in Frage und geht von einem pluralistischen Öffentlichkeitsbegriff aus, wodurch auch Minderheiten und Frauen als Teil der Öffentlichkeit angesehen werden können, die eigene Diskurse in Gang setzten. Die öffentliche Meinungsäußerung der engagierten Frauenrechtler/innen musste jedoch vorsichtig geschehen, da die Angst der bürgerlichen, hauptsächlich männlichen Öffentlichkeit vor einer Umkehrung der Geschlechterrollen durch zahlreiche bildliche und schriftliche Erzeugnisse nachhaltig bedient wurde. Im Zentrum des Beitrages steht ein 1878 abgehaltener Kongress über Frauenrechte, zu dem sich insgesamt etwa 600 Zuhörer aus zwölf Ländern in Paris einfanden. Der Kongress konnte dabei als Erfolg für die Sache der Frauen gewertet werden, da er gerade kein übermäßiges mediales Echo hervorrief. So wurde ein vorher geglaubtes und perhorresziertes revolutionäres Potential entkräftet, gleichzeitig die Seriosität der Sache unterstrichen und mit der Verschriftlichung in Form von Akten ein dauerhaftes Medium geschaffen, auf das man sich später berufen konnte.

Den Abschluss des Bandes bildet schließlich der Beitrag über die Eröffnung der Bayreuther Festspiele 1876 als ein internationales Medienereignis von Herbert Schneider. Zahlreiche ausführliche französische, italienische und englische Zitate belegen die mediale Präsenz der Festspiele bereits vor ihrer Eröffnung und das gekonnte kommunikative und inszenatorische Potential Richard Wagners mit Hilfe sämtlicher medialer Kanäle. Die ungezählten Zitate aus Zeitungen und Berichten über die Festspiele, die Herbert Schneider präsentiert, offenbaren am Schluss des Bandes überdeutlich das

Problem von „Mediengeschichte“, wie sie der zu besprechende Band präsentiert. Der Begriff ist zu weit gefasst, unter ihn werden zu viele unterschiedliche Themen subsumiert und ohne eine theoretische Einbettung bleibt er durchaus im Bereich des populärwissenschaftlichen verhaftet, hat mithin keinerlei interpretatorische Kraft. Trotz der Diversität der Themen zeigen sich doch in der Zusammenschau Erkenntnispotentiale, denn jeder Aufsatz widmet sich unterschiedlichen Teilaspekten von Mediengeschichte. Dadurch wird deutlich, dass die Betrachtung „der Medien“ nur unter Berücksichtigung des jeweiligen historischen Kontextes, sowie unter Einbeziehung der Akteure beider Seiten (der Produzenten und Konsumenten) sinnvoll ist. Der Hinweis von Hans-Ulrich Thamer, man solle den manipulativen, inszenatorischen und symbolischen Charakter medialer Darstellungen nicht von Anfang an pejorativ einordnen, ist dabei äußerst wichtig. Er bewahrt den Historiker mitunter davor, sich der manipulativen Kraft hinzugeben, die den Medien seit ihrer Existenz innewohnt.

Dr. Christine D. Schmidt (Institut für vergleichende Städtegeschichte, Münster)